Nashörner filmschauspielern trefflich

Autor(en): **Dugmore, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 22

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639798

Nutzungsbedingungen

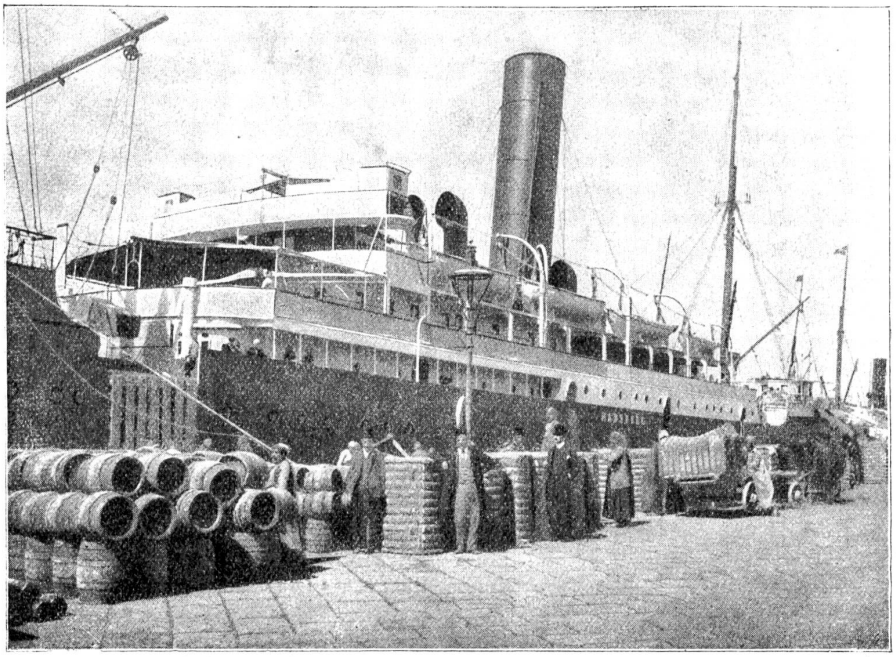
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Auf der Reede in Alexandrien. Zum Verschiffen bereitliegende Baumwollballen.

gere Bewässerungsdauer der Anbauflächen. Sie stellen die Fellachen instand, weite Gebiete durch Kanäle zu bewässern, wo vorher unkultiviertes Land in der Tropensonne dorrte. So wurden insbesondere in Nubien beträchtliche Landstrecken urbar gemacht.

In Mittelägypten, insbesondere in der Provinz Gisch, nahe den Pyramiden, wurden mächtige Pumpwerke errichtet, die das fruchtbarmachende Nilwasser auf Gegenden lenken, wo früher Wüstensand sich breitete. Hier bestand zur Pharaonenzeit schon Kulturland, das jedoch nach und nach von dem feinen Sande, den die Winde aus dem Westen mit sich bringen, zugedeckt worden ist.

Vor der Inangriffnahme der durch die Briten geschaffenen Nil-Wasserwerke betrug die Baumwollanbaufläche in Aegypten 189,000 Quadratkilometer (im Jahre 1881). Heute beträgt sie 252,000 Quadratkilometer, die Urbarisierung beträgt also rund einen Dritteil der ehemaligen Anbaufläche.

Der Staat sorgt, wie bereits angedeutet, für vorzügliche Qualität des Saatgutes. Er verkauft es selbst an die Pflanzer und verbietet den Handel durch Zwischenhändler. Der Staat hat sich auch ein bestimmtes Kontrollrecht über die privaten Baumwoll-Verarbeitungsanstalten gesichert, er bekämpft den Baumwollrüsselkäfer und den Kapselwurm und setzt Preise aus für neugezüchtete und vorteilhaftere Baumwollsorten. In Amerika hat sich die staatliche Obrigkeit nie in die Angelegenheiten der privaten Baumwollpflanzer, Händler und Börsianer eingemischt, und dies mag — neben andern Gründen — eine Ursache dafür sein, daß die Baumwollproduktion etwas verlotterte. Die Nichtbeachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln rächte sich an der Qualität der amerikanischen Rohbaumwolle.

Im Nildelta, in Kafr Danouiha, besteht eine Baumwoll-Musterfarm von 432 Hektaren Inhalt, die einer deutschen Firma gehört. Die Besitzer haben sich bestrebt, nicht allein nur vollkommene Baumwolle zu züchten, sondern ihre Anlagen und Fabrikbetriebe dem Landschaftsbilde anzupassen.

An der Herstellung der Maschinen, die zur Verarbeitung der Baumwollfrüchte zu Rohbaumwolle, zu Wasserpumpwerken und zur Beförderung der Ballen nötig waren, haben hauptsächlich deutsche und schweizerische Firmen teilgenommen. Die Urbarisierung des Landes ist heute noch nicht beendet, ebensowenig der industrielle Ausbau der Baumproduktion. Der Warenaustausch — ägyptische Rohbaumwolle gegen schweizerische Maschinen — ist noch im vollen Gange, und es mag unseren Landsleuten, die im ehemaligen Pharaonenlande Beschäftigung oder Aufenthalt suchen, begegnen, daß sie in den Baumwollfaktoreien plötzlich durch ein schweizerisches Firmenschild angeheimelt werden, das sie fühlen läßt, wie klein die Welt durch unsere modernen Verkehrsmittel geworden ist und wie abhängig die verschiedenen Rassen und Stämme der Menschheit voneinander sind. H. Z.

Nashörner filmschauspielern trefflich.

Von Radclyffe A. Dugmore.

Es ist unendlich schwieriger, mit der Kamera statt mit der Feuerwaffe zu jagen. Ein modernes Selbstladegewehr mit Stahlmantelgeschoß legt noch auf mehrere hundert Meter auch die stärkste Bestie um. Der Schriftsteller Radclyffe A. Dugmore geht dagegen trotz der Gefahr, zertrampelt oder zerrissen zu werden, auf zwei oder drei Meter an wildlebende Elefanten und anderes Großwild heran, um seiner Leidenschaft zu frönen, gute Freiaufnahmen zu bekommen. „Im Großwildparadies“ (Zwei Forscherfahrten im ostafrikanischen Hochland. Mit 42 Abbildungen und 1 Karte; geheftet M. 7.—, Ganzleinen M. 9.—) schildert er fesselnd Freud und Leid eines neuen Berufes. Wir drucken mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus einige Worte aus der mit vielen köstlichen — bisher ähnlich kaum dagewesenen — Photos versehenen prächtigen Neuerscheinung ab.

De Bruin suchte den Nyiro nach Flußpferden ab. Am zweiten Tag kam er mit der Meldung zurück, daß sich mehrere dieser Dickhäuter in einem seichten Teil des Flusses aufhielten, wo man ihrer vielleicht habhaft werden könne, zumal da die Stelle nur einen Tagemarsch von hier entfernt lag.

Er schlug vor, noch einen Tag auf Nashörner zu pirschen, bevor wir weiterzogen. Von den Kammerträgern begleitet, ritten wir in die welligen Grasebenen südwestlich des Lagers hinaus. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir drei Nashörner auf einer niedrigen Anhöhe erblickten. Wir schlugen einen großen Bogen, um unter den Wind zu kommen. Träger und Reittiere zurücklassend, schlichen wir uns an. Nirgends bot sich Deckung hinter Büschen oder Bäumen. Auch war das Gras so kurz, daß man sich nicht darin verbergen konnte. Glücklicherweise ist das Nashorn sehr kurzsichtig und erkennt Gegenstände von der Größe des Menschen erst auf sechzig oder siebzig Schritt.

Langsam und leise drangen wir gegen die Tiere auf dem Hügel vor. Wie ein gemeißeltes Sinnbild wuchtender Kraft baute sich die Gruppe vor uns auf. Die schweren grauen Leiber hoben sich kernig vom goldgelben Grase ab. Zu meiner Freude hatten wir eine vollzählige Familie vor uns: Mutter, Vater und ein halbwüchsiges Junges. Mit äußerster Vorsicht suchten wir den Abstand zu vermindern. Ich hielt die Kammer schußbereit, De Bruin die Büchse. Ich verzichtete auf jede tödliche Waffe, weil ich nicht einmal in der Notwehr schießen wollte. Es ist nämlich in der Oeffentlichkeit schon viel über die Fälle gestritten worden, wo Bilderjäger aus wirklicher oder angeblicher Notwehr zu Wildtötern wurden, ohne einen Jagdschein zu besitzen. Man sprach sogar die Meinung aus, daß auch Filmleute zum Lösen eines Jagdscheines gezwungen werden müßten, weil sie die Tiere zum Angriff reizten, um aufregende

Bilder zu erlangen, oder auch, um einen Vorwand zum Schießen herbeizuführen. Die Befürworter dieser Ansicht vergessen den Wert der Natururkunden, die überdies noch werbend für die neue Heimat wirken. Ich konnte mir keinen

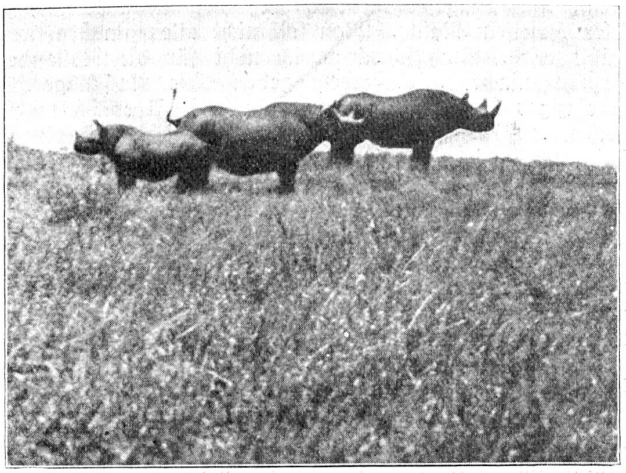


„Schließlich gelangten wir zur Einsicht, daß wir uns ins Unabänderliche fügen müßten . . ."
(Photo Dugmore, „Großwildparadies", F. A. Brockhaus, Leipzig.)

teuren Jagdschein leisten und befand mich in einer peinlichen Lage, weil ich wirklich ehrlich bemüht war, kein Tier zu töten. Somit blieb mir nichts anderes übrig, als mich wehrlos jeder Gefahr auszusetzen. Schon einmal hatten mich zwei Nashörner angegriffen. Und es war ein wirklicher Angriff, nicht ein blindes Dahinstürmen in meiner Richtung. Damals legte mein Begleiter das eine Tier um, als es nur noch ein paar Meter entfernt war. Das ist mir so oft vorgehalten worden, daß ich die Büchse zurückließ, obgleich De Bruin mich bat, sie mitzunehmen. Angesichts der drei Riesen, die sich jetzt wie unheilschwangere Gestalten über uns aufreckten, fragte ich mich nun doch, ob ich richtig gehandelt hätte. Bei einem Nashorn fürchte ich mich weniger, weil man ihm ziemlich leicht ausweichen kann. Aber der Angriff von drei Nashörnern macht das Beiseitespringen zu einem verwickelten Turnerkunststück. Zudem ist eine führende Kuh gefährlicher als drei erwachsene Bullen. Und hier standen wir sogar einer ganz zärtlichen Familie gegenüber.

Als wir uns bis auf hundert Schritt genähert hatten, meinte mein Gefährte, daß wir wohl nahe genug seien. Ich belichtete einen kurzen Filmstreifen, um mir für alle Fälle etwas zu sichern, und kroch dann behutsam weiter. Unberechenbare Luftwirbel trugen den Tieren einen schwachen Hauch unserer Witterung zu. Der alte Bulle stand still wie eine Bildsäule, während die Kuh in leichte Aufregung geriet. Sie wandte sich unruhig hin und her, dem Kälbchen dicht an der Seite bleibend. Die Jungen äugen besser als die Alten, und der putzige kleine Kerl schien etwas Ungewöhnliches zu bemerken, denn er starrte uns neugierig an. Wir verhielten uns inzwischen unbeweglich und mäuschenstill. Als sich der erste Argwohn gelegt hatte, drehte ich ein zweites Filmstück, das die Tiere zwar schon größer zeigte, aber noch lange nicht so groß, wie ich wollte. Der Wind blies wieder stetig auf uns zu, so daß wir einen neuen Vorstoß wagen durften. Das Junge gab seine Befürchtungen als unbegründet auf und legte sich eine Weile hin, während die Eltern Wache hielten. Der Bulle verharrte schon seit längerer Zeit auf einem Fleck mit der Nase im Wind. Die um ihr Kind besorgte Mutter war viel ängstlicher und trappelte unruhig umher.

Die Alters- und Geschlechtsunterschiede der urweltlich aussehenden Geschöpfe boten Stoff zu reizvollen Beobachtungen. Leider zog sich die Gruppe etwas auseinander und griff über den Bildrahmen hinaus, solange ich unterm Wind blieb. Der Bulle stand zu weit abseits. Daher mußte ich meinen Standort um einige Meter nach links verschieben, was leichter gesagt als getan war. Ich hatte aber das Gefühl, mit einem guten Bilde belohnt zu werden, wenn ich



„Sie wußten zunächst nicht, was sie tun sollten . . ."
(Photo Dugmore, „Großwildparadies", F. A. Brockhaus, Leipzig.)

das Wagnis auf mich nahm. Es hieß nun besonders vorsichtig sein, weil wir das Gesichtsfeld der Tiere in siebzig Schritt Abstand durchqueren mußten. Auf allen vieren kriechend, schleppten wir die ungefüge Bildkammer etwa zwanzig Meter seitwärts und zugleich etwas näher heran. Dann mußte ich das Gerät aufstellen, ohne das geringste Geräusch zu machen. Es war eine knifflige Arbeit. Endlich konnte ich drehen. Nach jeder Aufnahme schob ich mich wieder um ein paar Zoll vorwärts. Zu meiner großen Freude hatte ich die Nashörner dicht beisammen. De Bruin hielt mich wahrscheinlich für verrückt, ließ mich aber keinen Augenblick im Stich. Nachdem ich das Stilleben ausreichend gedreht hatte, wartete ich, ob nicht bald Bewegung in die Gruppe käme. Der alte Bulle schien sehr stolz auf seinen Gesichtsschnitt zu sein. Da ich die Seitenansicht indes schon seit einer Stunde bewunderte, begann ich ihrer überdrüssig zu werden. Gerade wollte ich meinem Gefährten vorschlagen, die Tiere in Trab zu setzen, als die Kuh Wind von uns kriegte. Ihre Unruhe übertrug sich auf das Junge. Es war höchst ulkig anzusehen, wie sie sich andauernd im Kreise herumschwangen und die Schweife als Warnungszeichen hochhielten. Ich benutzte die Gelegenheit zu weiteren Aufnahmen. Indes schien die Lage allmählich brenzlig zu werden.

Glücklicherweise drehte sich der Wind wieder, und abermals verbreitete sich eine friedliche Stimmung. Des Vaters Gesichtsschnitt zeichnete sich immer noch denkmalartig gegen den Himmel ab. Dem Säugling fiel plötzlich ein, daß er schon lange nichts genossen habe. Er rannte zur Mutter und trank. Leider spielte sich dieser nahrhafte Vorgang auf der andern Seite ab, so daß er kein gutes Bild ergab. Wieder herrschte himmlische Ruhe und wiederum tauchte die Frage auf, wie man Leben in die Bude bringen könne. Ich schlug De Bruin vor, in die Erde vor den Nashörnern zu schießen. Der Erfolg war sicher. Nur fragte sich, in welcher Richtung er sich auswirken würde. Wenn nach drüben, schön und gut. Aber wenn auf uns zu, was dann? Die Möglichkeiten wurden mir sehr klar, als De Bruin sagte, daß seine Mauserpatronen schon alt und unzuverlässig seien. Manche entwickelten keine genügende Durchschlagskraft mehr und wären für ein Nashorn ohnehin etwas klein. Indes sei er gerne bereit, den Versuch zu wagen, falls ich darauf bestünde. Ich muß bekennen, daß ich durchaus nicht darauf versessen war, von Dampfwalzen überrannt zu werden, deren größte mindestens 2000 Kilogramm wog. Ich habe

mir häufig erzählen lassen, wie man sich zu einem angreifenden Nashorn verhalten muß. Man bleibt ganz ruhig stehen (wenn man es fertig bringt), bis das Tier nur noch einen Meter entfernt ist. Dann hüpft man leichtfüßig zur Seite, während das blindwütige Nashorn geradeaus weiter schießt. Das klingt sehr einfach, läßt bei mir aber noch zu vielen Zweifeln Raum. Man soll nicht alles glauben, was erzählt wird. Auch schwärme ich nicht für die Rolle des Versuchskaninchens. Außerdem gelten diese Ratschläge für ein einziges Nashorn und nicht für drei. Aber ich mußte durchaus ein bewegtes Bild haben. Daher ließ ich De Bruin nichts von meiner Angst merken und bat ihn, zu feuern. Er erfüllte meinen Wunsch sofort. Der Schuß krachte mit erschreckender Plötzlichkeit durch die Stille der Natur. Die drei Urviecher kriegten einen fürchterlichen Schock. Sie wußten zunächst nicht, was sie tun sollten, und machten die komischsten Bocksprünge, bis sie sich endlich zu einer bestimmten Fluchtrichtung entschlossen. Natürlich wählten sie die falsche und kamen pfeilgerade auf uns zu. Ich drehte meinen Film, obgleich die Knie schlotterten, als ob sie an der Wäscheleine hingen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis ich beweisen mußte, ob man einem Nashorn ausweichen kann. Ich war zu sehr mit dem eigenen Schicksal beschäftigt, um darüber nachzudenken, was der kostbaren Bildkammer geschehen würde. Aber alle meine Sorgen und Befürchtungen waren umsonst, denn kurz vor uns machten die Tiere aus irgendeinem unbekannten Grunde plötzlich kehrt, so daß ich eine prachtvolle Hinteransicht auf den Film bannen konnte. Noch nie hat mir ein Bild so unaussprechliche Freude gemacht wie diese Kehrseite. Kein Anblick hätte für mich in diesem Augenblick erhebender und künstlerischer wirken können. Die Nashörner verschwanden mit unglaublicher Geschwindigkeit jenseits der Hügelkuppe. Als ich mir den strömenden Schweiß aus der Stirne wischte, fühlte ich, daß mir das Glück wieder einmal hold gewesen war. Zugleich bat ich meinen Gefährten um Verzeihung, daß ich ihn dieser Gefahr ausgesetzt hatte. Er lachte aber nur und sagte, daß ihm die Sache ungeheuren Spaß gemacht habe. Zugleich sprach er den Wunsch aus, daß es ein guter Film werden möge. Das war es, was natürlich auch ich in erster Linie vom Abenteuer erhoffte.

Ebenso müde wie hochbefriedigt kehrten wir ins Lager zurück.

Ueberlistet.

Von Karl Alexander Pruß.

Folgende kleine Geschichte ist nunmehr vor hundert Jahren passiert und trotz ihres hohen Alters noch so spaßig, daß es sich wirklich verlohnt, sie zu erzählen.

Ein französischer Kaufmann hatte in England Verwandte, die er eines Tages, zwecks Erbteilung aufsuchen mußte. Um nun die Reisekosten wieder einzubringen, gedachte der Kaufmann die Fahrt in das fremde Land mit einem Geschäft verbinden zu können und kaufte daher für 6000 Franken Handschuhe, die er in England mit Vorteil loszuschlagen hoffte, da ihm bekannt, daß französische Handschuhe bei den Briten ein gesuchter Artikel waren.

Nach schneller Ueberfahrt erreichte der Kaufmann Dover und mußte nun auf dem Zollamt sein Gepäck vorlegen.

„Haben Sie irgend etwas Steuerbares bei sich?" wurde er angeredet.

„Freilich — einen Posten französischer Handschuhe, für die ich den Zoll entrichten möchte."

„Bitte, zeigen Sie her. — Welchen Wert haben die Handschuhe?"

Einen Augenblick überlegte der Kaufmann. Dann sagte er, in der Meinung, weniger Zollgebühren entrichten zu brauchen:

„3000 Franken."

Der Beamte sah den Kaufmann scharf an.

„Wollen Sie bitte einen Augenblick warten."

Damit verschwand er in das Zimmer des Zollvorstehers.

In damaliger Zeit gab es in England ein Zollgesetz ganz eigener Art. Deklarierten nämlich Reisende die zu verzollenden Waren zu einem Werte, der in keinem Verhältnis zu dem wirklichen Werte stand, so hatten die Zollämter die Ermächtigung, die Ware zu dem angegebenen Werte anzukaufen und der Reisende, der sich dagegen nicht wehren konnte, war die Ware los. —

Nach kurzer Zeit kam der Beamte zurück, setzte nun den Kaufmann von jenem Gesetz in Kenntnis, zahlte 3000 Franken und empfahl sich mit den Handschuhen, die das Doppelte gekostet hatten, überaus freundlich.

Wut und Verzweiflung des Kaufmanns über diesen Verlust wichen jedoch bald ruhiger Ueberlegung. Zuerst besorgte er sich ein Gesetzbuch und vertiefte sich in die englischen Zollbestimmungen. Dann führte er, wieder nach Frankreich zurückgekehrt, seinen Plan aus, in welchen er allerdings einen Freund einweihen mußte. Er kaufte wieder Handschuhe, diesmal für 50,000 Franken und teilte sie mit seinem Freunde, so daß jeder die Hälfte erhielt. Darauf bestiegen die Herren zwei Paketboote, deren eins nach Brighton, das andere nach Dover segelte, um so auf zwei Wegen die Handschuhe nach England einzuführen.

Sowohl in Brighton wie in Dover spielte sich bei der Landung nun genau dieselbe Szene ab.

„Sie haben was zu verzollen, mein Herr?"

„Freilich, eine Partie französischer Handschuhe."

„Wollen Sie bitte zeigen!"

„Gern, hier sind sie."

„Wie hoch schlagen Sie den Wert an?"

„10,000 Franken."

„10,000 Franken? — Das Zollamt Sr. Majestät wird so freundlich sein, Sie des ferneren Handels zu entheben. Sie werden die Ware zurücklassen und die geforderte Summe in Empfang nehmen."

Hier wie dort empfingen die Franzosen die 10,000 Franken und gingen mit betrübten Mienen von dannen. Sie reisten, wie verabredet, einander entgegen und teilten sich nun gegenseitig ihre Erlebnisse mit.

Bald kam jener Tag, an dem nach britischem Gesetz alle Zollämter gleichzeitig die im Laufe eines Jahres beschlagnahmten und angekauften Waren versteigern lassen mußten. Der Franzose, der in Brighton gelandet war, begab sich nach Dover, und umgekehrt, der aus Dover nach Brighton.

Die Auktion begann. An den anderen Waren hatten die Franzosen kein Interesse, um so mehr aber an den Handschuhen, die ebenfalls an die Reihe kamen. Gerade wollte ein englischer Kaufmann ein bedeutendes Angebot abgeben, als der französische Kaufmann eine Entdeckung machte, die alle in Erstaunen setzte. Die Handschuhe, die in Dover versteigert wurden, waren ausschließlich rechte — nicht ein einziger linker befand sich darunter. Sie waren somit gar nicht zu gebrauchen und vollkommen wertlos. Die gleiche Entdeckung wurde in Brighton gemacht, wo sämtliche Handschuhe nur für die linke Hand paßten.

Die Bieter hielten sich zurück, keiner wollte die Ware und so ging sie für einen lächerlich geringen Preis in den Besitz der Franzosen.

Die beiden trafen sich dann in London, legten die Handschuhe wieder paarweise zusammen, um sie dann mit einem derartigen Nutzen abzusetzen, daß nicht nur der frühere Verlust gedeckt war, sondern noch ein bedeutender Gewinn übrig blieb.

Frühling.

Heller Kindersang tönt ums Haus, eine Lerche steigt jubilierend in blaue Weiten empor: der Frühling ist da, der Frühling! Sonnenschein durchflutet die Landschaft, pocht